

Habt ihr nicht auch manchmal das Gefühl, die Welt wird von Schatten beherrscht?
Von kalten, gefühllosen, herzlosen Schatten, die alles was sie anpacken in Eis verwandeln, die Herzen der Menschen versteinern und die Kinderseelen zerstören?
Nun, vielleicht habt ihr gar nicht so unrecht ...

Hoch oben im Norden, wo der Schnee niemals taut, und die Wipfel der schwarzen Bäume sich neigen unter dem ewigen Eis, das sie bedeckt, liegt, von allen gebannt, von niemandem gesucht, das Land Uruijk.

In den Höhlen seiner Gebirgsmassive, deren schneebedeckte Gipfel den Rand des Himmels berühren, stets umkränzt von Wolken, von keinem Menschenauge je gesehen, ziehen sich, so sagt die Legende, die Drachen, die uralten Herren der Welt, zum Sterben zurück.

Als die Wolken begannen sich schwarz zu färben, von Rangor, dem Nordwind, hinunter in die Täler gepeitscht; als der Tag zur Nacht wurde, durchzuckt von leuchtenden Blitzen und die Himmelsschleusen sich öffneten, und ein schauriges Wehklagen von den Gipfeln erklang, getragen vom Wind bis in die entferntesten Winkel der Erde, da wusste ein jeder, eine neue Zeit bricht an.

Einar, der Große, der Alte, der letzte seines alten Geschlechtes, stand auf dem steinernen Balkon der Burg Langoland, dem Sitz der Herrscher von Uruijk, jenem Bollwerk des Nordens, aus dem steinernen Granit der jahrtausende alten Felsen gehauen, und lauschte. Die Hände auf die Brüstung gestützt, Umhang und Haar im Winde wehend, horchte er auf die Stimmen.

Und er verstand.

So ging er zum König, kniete nieder und senkte den Kopf.

»Berungar, der zweite der Fürsten von Legasland und Fahresund, Beherrscher von Uruijk, mein König, ich habe die Stimmen vernommen, sie klagen und zetern denn hoch oben in den Bergen in seiner Höhle stirbt Oromak, der letzte seines Geschlechtes.«

Und der Herrscher erhob sich und ein Raunen ging durch den Saal. »Einar, mein klügster und treuester Berater, mein Freund, was wünschst du?«

»Die Stimmen rufen nach mir. Oromak will mich sehen. Gib mir eine Handvoll Leute, in den Bergen erfahren, stark und mutig, und ich will den Aufstieg wagen.«

Sorgenfalten zerfurchten die Stirn des alten Königs denn er fürchtete, seinen klugen Berater und Freund zu verlieren. Doch noch mehr fürchtete er den Zorn der Götter. So gab er Einar was sein Begehrt und ließ ihn ziehen.

Fünf Mann, jung, groß und stark, die besten Kletterer des Landes, begleiteten den Älten bei seinem Aufstieg. Gehüllt in warme Tierfelle, von Snowhounds geleitet, kämpften sie verbissen gegen Rangor, den Nordwind, Schnee und Kälte. Wer will sagen wie viele Tage und Wochen ihr Aufstieg dauerte, in die Unwirklichkeit des rauen Gebirgsmassives, dort oben, wo alle Grenzen verschwimmen und die Zeit nicht einmal eine Bezeichnung hat?

So drangen sie vor bis ins Herz des Berges, in die Höhle Oromacs am unterirdischen, schwarzen See Falgund, die getragen wird von sechs mächtigen Säulen, in die die Drachen in ihrer Sprache mit spitzen Krallen ihre Gesetze in den harten Stein gemeißelt hatten.

Und sie sahen Oromac den Großen, den Letzten seiner Art, am Ufer des schwarzen Sees.

Bei jedem Atemstoß erzitterten die Wände der Höhle.

Als die sechs Unerschrockenen in die Höhle traten, öffnete Oromac seine Augen.

»Einar«, sagte er mit rauher, heiserer Stimme, die nur noch ein Flüstern war.

Und der Älte trat vor an das Ufer des Sees und verneigte sich.

»Großer Oromac. Ich bin betrübt, dich so schwach zu sehen.«

Der Drache schloss die Augen. »Ein jedes hat seine Zeit. Die Zeit der Drachen auf Erden ist vorbei.«

»Du hast mich gerufen.«

»Unsere Zeit ist vorbei aber unser Wissen, Einar, darf nicht verloren gehen. Vor langer Zeit haben wir mit den Menschen einen Pakt geschlossen. Jetzt sollt ihr die Bewahrer unserer Weisheit sein. Ihr habt euch als die widerstandsfähigsten Männer eures Volkes erwiesen. Es wird einst kommen ein Tag, wo euer Mut euch Menschen retten wird, so wie euch so oft unsere Stärke und unser Mut geholfen hat.«

Einar der Große, kniete sich vor Oromac und senkte sein Haupt. Und die anderen taten es ihm nach.

»Höre, Einar«, sprach Oromac weiter. »Schlagt aus dieser Höhle ein Felsstück und meißelt ein Gefäß daraus. Dann fügt mir eine Wunde zu und fangt das austretende Blut in diesem Gefäß auf. Versiegelt es und bewahrt es, wie einen kostbaren Schatz. Denn es macht unverwundbar. Einst wird einer kommen, der dieses Blut für den alles entscheidenden Kampf braucht.«

Einar wollte protestieren, doch Oromac hob schwerfällig seinen Kopf und stieß einen schrecklichen Schrei aus, so dass Felsbrocken von der Decke der Höhle hinab fielen. Eine blaue Stichflamme schoss aus dem Maul des Drachen.

»Tut es!« Erschöpft sank Oromacs Kopf wieder auf den Boden. »Dir aber Einar, und nur dir, will ich in der wenigen mir verbliebenen Zeit, unsere Geheimnisse anvertrauen.«

So wählten die Fünf aus den herabgestürzten Felsbrocken einen in der passenden Größe aus und begannen ihn mit ihren einfachen Werkzeugen zu bearbeiten, bis sie ein krugähnliches Gefäß daraus geschnitzt hatten.

Mit zitternden Händen, ein Schwert in der einen, den Krug in der anderen Hand, trat Einar zu dem Drachen.

Oromac nickte und Einar stieß das Schwert tief in den schuppigen, harten Körper, bis das Blut in einer Fontäne hinaus spritzte und sich mit den schwarzen Wassern des Sees Falgund vermischte.

Und er hielt den Krug so lange in die Fontäne, bis er bis zum Rand gefüllt war.

Oromac stöhnte und mit jedem weiteren Tropfen, das er vergoss, erlosch der Rest seines Lebens. Bis die letzte Kraft aus ihm gewichen war.

Der letzte Drache war tot.

Giselherr Großfuß klappte den schweren Deckel des Folianten zu und blickte gedankenverloren in die Weite des Raumes.

Die dunklen, fast schwarzen Pupillen seiner Augen, mit den geheimnisvoll funkelnden, goldenen Sprenkeln, tanzten unruhig hin und her, während er die zahlreichen Staubpartikel verfolgte, die dem alten Buch entwichen waren, als sich sein schwerer, mit der kostbaren, sorgfältig konservierten Haut eines Basilisken bezogene, Deckel wieder über die alten Pergamentseiten schloss.

Er horchte. Draußen vor dem Fenster heulte der Wind. Es würde eine unruhige Nacht werden. In mehr als einer Beziehung.

Er ging zu einem kleinen Kamin, in dem knisternd ein wärmendes Feuer loderte, streckte seine Hände dem Feuer entgegen, schloss die Augen und sprach beschwörend einige seltsam anmutende Worte.

Das Feuer veränderte seine Farbe, begann in hellem Grün zu leuchten. Plötzlich erschienen Bilder darin: Ein dunkler Raum, mit nur wenigen Möbeln eingerichtet, wurde sichtbar. Auf einem einfachen Holzbett saß einsam, mit gesenktem Kopf, ein Kind. Was mochte in ihm vorgehen? Großfuß wischte mit einer heftigen Handbewegung das Bild fort. Das grüne Licht erlosch; das Feuer loderte weiter.

Er atmete tief durch und ging zum Fenster. Ein blaues, magisches Leuchten am Horizont zeigte ihm, dass es an der Zeit war. Er gönnte sich noch einen kostbaren Moment des Innehaltens. Er war weit gegangen bis hierher. Doch wie hatte alles begonnen?

1. Teil

AM ANFANG EIN ABSCHLUSS

Rot glühend sank die Sonne hinter die Hügel, die den sich schlängelnden Lauf des Rhenos säumten, und tauchte alles in goldenes Licht.

Die von den Jahrhunderten, die seit ihrer Erbauung vergangen waren, schwarz gefärbten Mauern Drachensteins, hoben sich kontrastreich vor dem Firmament ab, in dem bereits die ersten Sterne funkelten. Die mächtige Silhouette des alten Schlosses, spiegelte sich in den sanft dahinrauschenden Wellen des breiten Flusses, der am Fuße des Hügels, auf dem sich Drachenstein erhob, ruhig dahin floss.

Die Fenster des großen Saales waren hell erleuchtet an diesem Abend, leise Musik und das Lachen zahlreicher Personen drang hinaus in die anbrechende Nacht.

»Sie haben mir noch einen Tanz versprochen, Giselherr. Das dürfen sie mir nicht abschlagen.« Gunhilda Gaumentanz' große, bernsteinfarbene Augen leuchteten im Schein der unzähligen Kerzen. Die kleine Hexe, die dem Großmeister nur bis zur Schulter reichte, lächelte und breitete die Arme aus.

Der Großmeister erwiderte ihr Lächeln und nickte. Er stellte sein Glas ab und führte Gunhilda auf die Tanzfläche. Sofort waren sie von zahlreichen Anwesenden umringt, die klatschend dem Mut des Großmeisters Beifall zeugten.

»Sie sind doch nicht etwas traurig?«, fragte Gunhilda, während sie über den Steinboden wirbelten.

»Ein Semester ist zu Ende. Wieder einmal.«

»Und ein Neues wird beginnen im Herbst.«

Großfuß nickte. Ein neuer Anfang mit neuen Gesichtern, neuen Herausforderungen.

Er blickte über Gunhildas Schulter und seine Blicke kreuzten sich mit denen eines etwas abseits stehenden Mannes, der missvergnügt an seinem Drachenbeerwein nippte. Er war groß und hager, trug das schwarze Haar streng nach hinten gekämmt. Seine Augen mit den dunklen Ringen, die sich von dem blassen Teint besonders abhoben, beobachteten misstrauisch das lustige, bunte Treiben um ihn herum. Außer der Lehrerschaft der Hochschule waren alle Schüler und Studenten zum Abschlussball des ausklingenden Semesters anwesend. Die überstandenen Abschlussprüfungen endlich hinter sich, amüsierten sich die Schüler nun. Eine fröhliche Gruppe von Tomten, mit ihren leuchtendroten Mützen, die es als Hausgeister zahlreich auf Drachenstein gab, spielte auf und bot lustige Weisen und Tänze dar. Ihre Pausbacken leuchtenden wie polierte Äpfel und sie lachten über das ganze Gesicht, das von weißen Haaren und Bärten eingerahmt wurde.

Die Musik endete und alle klatschten Beifall, während sich Großfuß freundlich nickend für den Beifall bedankend zurückzog. Er ging schnurstracks auf den am Rande stehenden Mann zu. »Nun, Nicolas. Sie scheinen sich nicht zu amüsieren. Wie schade.«

Nicolas Nickelblei kniff die dunklen Augen zusammen. »Es reicht ja, wenn es alle anderen tun.«

»Wann kehren sie nach Camórnn zurück?«

Nickelblei verzog den verkniffenen Mund mit den schmalen Lippen zu einem Grinsen.

»Sie wollen mich wohl loswerden?«

Großfuß antwortete nicht.

»Keine Sorge. Ich reise schon bald. Und was ich zu berichten habe, wird dem Kanzler nicht gefallen.«

»Ich leite diese Schule nicht zum Gefallen des Kanzlers.«

»Sie wissen, was mit den Leuten passiert, die die Regeln brechen.«

Die Brauen des Großmeisters zogen sich über der Nasenwurzel zusammen. »Sie werden es mir sicher gleich sagen.«

Nickelblei nahm sein Glas und knallte es auf den Tisch. Der letzte Rest Drachenbeerwein schwappte über den Rand.

»Sie tragen Ihren Kopf sehr hoch, Großmeister. Passen Sie auf, dass Ihnen die Luft in diesen Höhen gut bekommt. Ich weiß sehr genau, was hier vorgeht. Ich habe aufgepasst. Es gibt geheime Treffen. Sie lassen auf Drachenstein Studenten und Schüler aus Ordensbruderschaften zu, die auf der schwarzen Liste stehen.« Er beugte sich näher zu Großfuß. »Auch wenn Sie sie gut tarnen.«

»Solange ich an dieser Schule Leiter bin, haben diese so genannten schwarzen Listen hier keine Bedeutung.«

Nickelblei ließ den langen dünnen Zeigefinger seiner echten Hand vorschnellen. »Sie geben es also zu!«

Der Großmeister antwortete nicht.

»Ihr Schweigen sagt mehr als tausend Worte.«

Er ließ Großfuß stehen und eilte mit wehenden Rockschößen aus dem Saal.

Giselherr Großfuß sah ihm traurig nach.

»Du liebe Güte!« Griseldis Ganskleins ganzer Stolz, ihre rote Haarpracht, die sie mit zahlreichen Verzierungen, Bändern und Schleifen zur Feier des Abends hoch aufgetürmt trug, zitterte wie ein Wackelpudding, als sie geradewegs mit fliegenden Ärmeln ihres smaragdgrünen Kleides auf den Großmeister zukam.

»Der hat aber eine Laune!«

Der Großmeister sah noch immer versonnen in die Richtung, in der Nickelblei verschwunden war. »Ja ...«

»Sie machen sich doch keine Sorgen?« Die hohe, durchdringende Stimme der Hexe übertönte sogar die Musik. »Ts, ts, ts. Das sollten Sie nicht, an einem so schönen Abend. Der arme Mann ist gänzlich ungeeignet zum Amusement, wie ich fürchte. Schrecklich. Er setzt Ihnen zu?«

»Ich fürchte, es ist mehr als das, liebe Freundin. Er weiß alles.«

Er sah, wie die Farbe aus dem runden erhitzten Gesicht der Hexe wich. »Was soll nun werden?«

»Wir werden sehen ...«, sagte der Großmeister ausweichend.

»Er wird nach Camórnn zurückkehren und Bericht erstatten.«

In diesem Augenblick öffnete sich eine der hohen Türen zum Saal und einer der Studenten der Septima trat ein. Das bunte, lustige Treiben um ihn herum, schien ihn nicht zu interessieren. Er suchte den Blick des Großmeisters und eilte durch die tanzende Menge auf ihn zu.

»Meister ...?«

»Was ist denn, Jason?«

»Ihr müsst mit mir kommen. Es ist wichtig.«

Giselherr Großfuß ließ seine Kollegin stehen und ließ sich von seinem Studenten aus dem Saal führen. Sie durchquerten die große zur Feier des Tages festlich geschmückte Halle, in dessen riesigen Kamin, den ein kunstvoll in Stein gehauener, Feuer speiender Drache bewachte, ein lodernes Feuer brannte.

»Hier!« Der Student wies auf eine niedrige Eichenholztüre, die in einen Raum führte, der als Abstellkammer für nicht gebrauchte Möbel genutzt wurde.

Als Großfuß eintrat, fand er zu seiner Überraschung einige weitere Studenten der Septima vor, die alle zusammen inmitten der durch einige Kerzen nur schwach erleuchtenden Kammer standen.

Um sie herum türmten sich alte, verstaubte Möbel, Tische und Stühle, und bildeten eine bizarre Landschaft.

»Bei Akrabar. Was soll den das?«, fragte der Großmeister und blickte von einem zum anderen.

Filbert Fleckstein, der größte von ihnen und Sprecher der Septima, trat vor.

»Wir haben ein Problem, Meister.«

Die anderen traten zur Seite und gaben den Blick auf eine am Boden liegende Gestalt frei.

Giselherr Großfuß trat näher und kniete sich neben die Gestalt, die auf dem Bauch lag, die Arme weit von sich gestreckt. Er drehte mühsam den leblosen, steifen Körper auf den Rücken und hielt die Luft an.

Nicolas Nickelblei.

»Grundgütiger!«, murmelte er.

Nickelbleis Augen waren schreckensstarr aufgerissen und starrten an die Decke. Seine ohnehin blasse Gesichtsfarbe zeigte nun ein staubiges Grau.

Er erhob sich umständlich und sah anklagend von einem zum anderen. »Bei allen Druiden, was ist passiert?«

Wieder war es Fleckstein, der aus der Gruppe vortrat.

»Wir haben ihn mit Euch reden sehen, Meister. Er weiß alles, nicht wahr? Wir vermuten es schon länger.«

»Ja, ja«, sagte Großfuß ungeduldig. »Aber das ist doch kein Grund ...«

»Nein?«, konterte Fleckstein. »Sollen wir untätig warten, bis sich unser Schicksal erfüllt? Was glauben Sie, geschieht, wenn er nach Camórnn zurückkehrt?«

»Aber das ist doch keine Lösung, ihn mit dem Lapideus-Fluch zu belegen!«

»Er darf nicht nach Camórnn zurückkehren.«, beharrte Fleckstein.

»Er kennt keine Namen. Er hat bloß Vermutungen.«

»Das reicht dem Kanzler völlig!«, mischte sich ein weiterer der Studenten ein.

Großfuß erwiderte nichts. »Was habt ihr vor? Wollt ihr ihn hier in der Abstellkammer liegen lassen, bis ihn die Tomten finden oder ihn zu den Statuen der ehemaligen Leiter in die große Galerie stellen?«

»Hauptsache, wir haben Zeit gewonnen.«

»Wie lange glaubt ihr denn, wird es brauchen, bis man ihn in Camórnn vermisst? Er wird sein Kommen angekündigt haben.« Er blickte zweifelnd auf den leblos am Boden liegenden Nickelblei hinunter. »Vielleicht hat er sein Wissen auch schon einem Taufal übergeben und vorab nach Camórnn geschickt.«

»Dazu war er zu misstrauisch«, sagte Willi Wechsler, ein rundlicher Student mit strohgelben Haaren. »Taufale kann man abfangen.«

»Geht zur Seite.« Der Großmeister kniete sich erneut neben Nickelblei und breitete seine Hände über ihm aus.

Filbert Fleckstein missachtete die Anweisung des Großmeisters und stellte sich neben ihn.

»Was habt Ihr vor, Meister?«

Großfuß ließ die Hände sinken und sah zu seinem Studenten auf. »Ich werde den Lapideus aufweichen und dann einen Vergessenzauber über ihn aussprechen. Bis sich die Erstarrung löst, wird geraume Zeit vergehen. Danach wird er sich an nichts mehr erinnern.«

Fleckstein zögerte, trat dann aber doch einen Schritt zurück.

Der Großmeister breitete noch einmal die Hände aus und sprach laut, mit geschlossenen Augen in das Halbdunkel hinein. »Ice, Giselherr Großfuß, Servus is Numes, conclamare Oblivisci!« Ein magisches, blaues Leuchten erfasste den Körper Nickelbleis, der langsam begann zu vibrieren. »Et conclamare opprimere lapide durior fieri.«

Das Leuchten wechselte von Blau zu Violett und erstarb schließlich langsam. Der Körper erstarrte wieder.

Der Großmeister erhob sich und trat zu seinen Studenten.

»So eine Unbedachtheit, will ich nicht noch einmal erleben. *Das* habt ihr hier auf Drachenstein nicht gelernt.« Er blickte streng von einem zum anderen. Dann lockerten sich seine Gesichtszüge. »Aber ich muss zugeben, es war gekonnt.« Ein kaum sichtbares Lächeln erschien auf seinen Lippen, das sofort wieder verschwand. »Er kann hier nicht bleiben. Bringt ihn in das Zimmer von Ravenstein und Bruchsaal. Die beiden sind schon nach Hause abgereist. Dort kann er liegen, bis sich die Erstarrung löst.«

Die Studenten gehorchten und packten den leblosen Körper an Schultern und Beinen.

»Wartet!« Der Großmeister streckte die Arme hoch und deutete mit den Händen auf die Gruppe Studenten, die Nickelblei trugen.

»Tarnare Incolumbus!«

Die Hände des Großmeisters leuchteten hellgelb auf und sogleich schienen die Körper der Studenten samt ihrer Fracht an Konsistenz zu verlieren. Ihre Erscheinung wurde blasser, durchscheinender, war schließlich ganz verschwunden.

»Beeilt euch. Eure Tarnung hält nur wenige Mikaden.«

Der Großmeister blieb mit den restlichen Studenten in der Abstellkammer zurück. Seine Stirn zeichnete Sorgenfalten. Seine Hand glitt in eine Tasche seines reich verzierten Festmantels, den er zur Feier des Tages trug. Seine Finger ertasteten ein Pergament, über das er sich mehr Sorgen machte, als über den vorerst außer Gefecht gesetzten Inquestor des Kanzlers.

Jonah

Agathe Winkelmann maß Jonas aus kalten, eisblauen Augen. Ihre knorrigen Hände, deren Finger aussahen, wie die verdorrten Äste eines toten Baumes, ruhten auf dem Rücken eines fetten, kupferfarbenen Katers namens Herkules, der auf Agathes Schoss liegend ein tiefes, zufriedenes Brummen ausstieß, dass sich anhörte, wie eine fleißig arbeitende Nähmaschine.

Herkules wandte den Kopf und seine bösen, gierigen, bernsteinfarbenen Augen ruhten auf Jonah, als wäre er eine dicke Maus, die es gleich zu verschlingen galt.

Der Kater war Jonah von Anfang an unheimlich gewesen. Er war Agathes Liebling und führte darüber hinaus ein seltsames Eigenleben im Haus. Manchmal, wenn Jonah ein Zimmer betrat oder um eine Ecke bog, stand Herkules plötzlich unvermittelt da, ganz starr, die Augen auf ihn gerichtet. Dann hatte Jonah richtig Angst vor ihm. Aber das konnte er natürlich niemandem sagen. Angst vor einer Katze! Jeder hätte ihn ausgelacht.

Für Jonah war Herkules der verlängerte Arm seiner Großtante, ihr Spion, der alles sah.

Tante Agathe wollte immer wissen, was im Hause vor sich ging.

»Nun, Jonah ...«, sagte Tante Agathe mit dunkler, Unheil verkündender Stimme: »Hast du mir etwas zu sagen?«

Jonah wich ihrem Blick aus. Herkules fauchte leise.

»Nein.«

Tante Agathes Augen verzogen sich zu kleinen, schmalen Schlitzten. Ihre Lippen spitzten sich.

Die linke Hand fuhr unablässig über Herkules' Rücken.

»Ich habe dir gesagt, Jonah, dass es in diesem Haus bestimmte Regeln gibt, die wir alle ...«, und sie wiederholte leise: »*alle* einhalten. Nur so ist ein einigermaßen vernünftiges Zusammenleben möglich. Dass du den armen Herkules durch den Garten gejagt hast, steht für mich außer Frage.« Sie beugte sich vor. »Ich möchte gern wissen, wieso.«

Jonah blieb stumm.

Wieso? Weil er ein fetter, hässlicher, missmutiger, alter Kater ist, liebe Tante, der gerade dabei war den Ernährer einer kleinen Mäusefamilie umzubringen, liebe Tante.

»Du sagst also nichts?« In Agathes Stimme schwang unmissverständlich Empörung.

Jonah schüttelte den Kopf und biss die Lippen aufeinander.

»Du hast den armen Herkules zu Tode erschreckt«, fuhr Agathe fort. »Und ...«, ihre Augen zogen sich zu kleinen Schlitzten zusammen: »Du hast mein schönstes Rosenbeet zerstört.« Sie senkte ihre Stimmen zu einem gefährlichen Flüstern. »Und bei meinen Rosen verstehe ich keinen Spaß.«

Jonah und Herkules Blicke trafen sich. Der Kater fauchte leise und bleckte seine kleinen, spitzen Zähne. Wahrscheinlich knurrte ihm der Magen, weil ihm sein Abendessen, der arme, kleine Mäuserich, der sich mit so viel Mühe ein Nest für seine kleine Familie gebaut hatte, nur um dann von Tante Agathes Kater gefressen zu werden, durch die Lappen gegangen war.

Tante Agathe ließ sich seufzend in den hohen Sessel sinken.

»Was mach ich bloß mir dir. Du bist der ungezogenste Bengel, der mir je begegnet ist. Also von deiner Mutter, meiner armen Marie, hast du das nicht.«

Jonah ballte die Fäuste hinter dem Rücken. Sie durfte nicht seinen Vater beleidigen! Das durfte sie nicht!

»Dein Vater ...« Sie hielt plötzlich inne. »Ach, lassen wir das. Ich habe die Nase voll, von diesen Ärgerlichkeiten. Du wirst persönlich das Rosenbeet wieder in Ordnung bringen, Jonah Fink. Das heißt, die zerstörten Rosen entsorgen, das Beet umgraben, neue Sträucher kaufen - von deinem Taschengeld, natürlich -, einpflanzen und wässern. Und gnade dir Gott, wenn sie nicht gedeihen und so schön werden, wie sie vorher waren! Ich werde dir die Adresse des Gartencenters geben, bei dem ich meine Pflanzen beziehe. Du wirst das alles allein und ohne Hilfe machen. Deine Mutter hat, weiß Gott, schon genug Sorgen. Und jetzt geh auf dein Zimmer und bleib dort. Ich kann dich nicht mehr sehen.«

Jonah wandte sich ohne ein Wort ab und verließ das kleine Wohnzimmer. Er stieg die schmale Treppe in den ersten Stock hinauf und ging den schmalen Flur bis zum Ende durch.

Sein Zimmer war das kleinste im Haus, doch wenigstens hatte er es für sich allein, und er hatte versucht, es sich behaglich einzurichten.

An den Wänden hingen die Plakate von Fußballspielern seiner Lieblingsmannschaft. Er wünschte sich so sehr, einmal ein Spiel live miterleben zu können, doch dazu fehlte ihm das Geld. Und die passende Begleitperson ...

Auf dem kleinen Schreibtisch unter dem winzigen Fenster, das hinaus auf den Garten ging, stand ein gerahmtes Bild seines Vaters. Es war kurz nach seiner Geburt aufgenommen worden. Ein strahlender, junger Mann hielt das Baby in die Kamera.

Jonah schmiss die Tür zu und warf sich auf das Bett.

Warum nur?

Warum war sein Vater plötzlich verschwunden? Sie waren doch glücklich gewesen.

Warum hatten sie ausgerechnet in dieses dunkle Haus ziehen müssen, in dem es nachts überall knarrte und knackte und in dem es immer kalt war?

Seine Mutter hatte versucht, es ihm zu erklären. Mit dem plötzlichen Verschwinden seines Vaters war der Ernährer der Familie fort gewesen. Marie Fink hatte drei kleine Kinder zu ernähren und wusste nicht wie. Da kam das Angebot von Onkel Augustus und seiner Schwester recht, in das Haus zu ziehen, das für die beiden eigentlich zu groß war.

Es war ein von der Gemeinde gestelltes Haus, denn Onkel Augustus war Pfarrer von St. Ignatius im Felde. Tante Agathe, die Witwe war, führte ihm den Haushalt. Es waren die Geschwister von Jonas Großmutter. Marie Fink, konnte die kleineren Kinder in der Obhut von Tante Agathe lassen und tagsüber arbeiten gehen.

Es klopfte zaghaft an der Tür.

»Ja?«

Die Tür öffnete sich einen Spalt und Augustus Hebestreit steckte seinen Kopf ins Zimmer.

»Darf ich stören?«

Jonah nickte. Onkel Augustus war die Verkörperung des zerstreuten Professors. Seine Gedanken machten oftmals Spaziergänge. Und sie kamen manchmal dabei, wie er selbst es scherzhaft nannte, vom Wege ab. Seine Nase steckte ständig in irgendwelchen alten Büchern und hätte er Tante Agathe, und jetzt Jonahs Mutter, nicht gehabt, er wäre wohl an den Problemen des Alltags verzweifelt. Tante Agathe kümmerte sich darum, dass er stets gut angezogen war, und sorgte dafür, dass er zu allen Anlässen die richtige Predigt hielt. Bevor sie zu ihm gezogen war, war es schon vorgekommen, dass er es verwechselt hatte, wenn seine Gedanken gerade mal wieder auf einem ihrer ‚Spaziergänge‘ waren, und plötzlich avancierten die Täuflinge und ihre Paten zu Brautleuten und die in Hochstimmung versammelte Hochzeitsgesellschaft verwandelte sich in eine Trauergemeinde.

Aber Onkel Augustus war sanftmütig und wenn er seine guten Tage hatte, hörte er ihm zu wenn es Probleme mit Tante Agathe gab. Was eigentlich ständig der Fall war.

Jetzt kam er ins Zimmer und setzte sich auf den alten, wackeligen Holzstuhl vor dem Schreibtisch. Seine sanften grauen Augen ruhten auf Jonah. Wie immer im Haus, sass auf seinem wattigen, weißen Haar eine Samtkappe mit goldenem Bommel.

Er sah Jonah mit einem entrückten Lächeln an und der erkannte, dass dies keiner von Onkel Augustus besten Tagen war.

Tante Agathe hatte ihm also wieder einmal ihr Leid geklagt, und ihn gebeten, ein ernstes Machtwort zu sprechen. Doch zuvor gab es noch eine Hürde zu nehmen.

»Du musst mit mir sprechen«, half ihm Jonah.

Onkel Augustus führte den Finger an die Lippen. »Stimmt. Du warst nicht pünktlich bei der Sonntagsmesse.«

Jonah schüttelte den Kopf.

Augustus Hebestreit legte den Kopf schief. Ein sicheres Zeichen dafür, dass er angestrengt nachdachte. Er hob den Finger. »Du warst nicht gehorsam zu deiner Mutter.« Er strahlte Jonah glücklich an, doch der schüttelte erneut den Kopf.

Der alte Pfarrer nickte ernüchtert und ließ die Augen durch das Zimmer wandern, auf der Suche nach seinen umherstreifenden Gedanken. Plötzlich klatschte er triumphierend in die Hände. »Ärger mit Agathe.«

Jonah nickte.

»Aber das ist nichts Neues«, sagte Onkel Augustus etwas enttäuscht. »Ich habe übrigens gehört, wie du die Türe zugeschmissen hast. Wundert mich, dass das Haus noch steht.«

»Tut mir leid.«

Augustus nickte. Jetzt wo er seine fliegenden Gedanken wieder eingefangen hatte, entspannte er sich. »Du weißt, dass sie das nicht so meint. Sie ist den Umgang mit Kindern nicht gewöhnt und ein Mensch, der feste Regeln hat. Das kann manchmal sehr nützlich sein. Sie liebt euch alle. Auch dich.«

»Das verbirgt sie aber gut.«

»Wie war die Schule?«

Jonah schwieg und drehte das Gesicht ab. Früher oder später würde er die verbockte Mathearbeit beichten müssen.

Augustus verstand ihn auch, ohne dass Jonah etwas sagte. »Du wirst Schwierigkeiten mit der Versetzung bekommen, mein Junge«, sagte er. »Das wird deiner Mutter nicht gefallen. Glaubst du nicht, das sie schon genug Sorgen hat?«

Augustus hielt einen Moment inne, doch Jonah schwieg.

»Ich weiß Jonah, dass du nicht dumm bist. Du hattest doch früher gute Noten.«

Was wusste der Onkel schon? Schule! Wie unwichtig war das geworden, seit sein Vater fort war. Es interessierte ihn nicht mehr.

Der Pfarrer seufzte. »So gern ich dir den Gefallen tun würde, Jonah, ich kann dir deinen Vater nicht herbeizaubern. Keiner von uns kann das.«

»Ich weiß genau was ihr denkt«, sagte Jonah leise. »Im Stich gelassen hat er uns. Einfach auf und davon, ist er gegangen. Bestimmt mit einer anderen.«

»Niemand denkt das. Gott allein weiß, was deinem armen Vater für ein Schicksal widerfahren ist. Aber wir müssen alle lernen mit den Gegebenheiten, wie sie jetzt sind, zu leben. Du bist nicht der Einzige, der etwas verloren hat, Jonah.« Augustus Hebestreit stand auf. »Ich erwarte von dir, dass du deine Mutter unterstützt und sich deine Noten bessern. Sonst wirst du nicht nur mit Tante Agathe Ärger bekommen.« Sein Mund mit den wulstigen Lippen verzog sich zu einem Lächeln. Er nickte Jonah aufmunternd zu. »Du wirst das schaffen. Ich weiss es. Du bist ein guter Junge.« Sein Blick wurde wieder trüb. »Was wollte ich doch gleich noch, bevor ich zu dir gekommen bin?«

Jonah überlegte einen Augenblick, was für ein Tag heute war. »Du wolltest an der Sonntagspredigt arbeiten.«

»Stimmt!« Er öffnete die Tür. »Die Klugheit hat er von seiner Mutter. Ohne Frage«, sprach der alte Pfarrer zu sich selbst, trat hinaus auf den Flur und schloss die Türe hinter sich.

Nachdem Onkel Augustus das Zimmer verlassen hatte, fühlte sich Jonah wieder so unendlich allein wie so oft in letzter Zeit.

Er schwang sich vom Bett, durchquerte das Zimmer und verließ leise den Raum. Der Flur machte am anderen Ende einen scharfen Knick nach links und dort führte eine schmale Treppe, fast nur eine Leiter, hinauf auf den Dachboden.

Jonah schlich sich leise nach oben. Das tat er in letzter Zeit öfter. Aus dem runden Dachfenster hatte man einen Überblick über das Viertel und einen Blick auf St. Ignatius, die

Kirche, deren hoher Glockenturm seinen mächtigen Schatten auf das Haus warf und es in Dunkelheit tauchte.

Jonah ging zu einem alten Sessel und nahm vorsichtig ein verschlissenes Kissen hoch. Ein ängstliches Fiepen ertönte.

»Keine Angst, ich bin es«, sagte Jonah leise.

Im Sitz des Sessels war ein Loch, das Jonah selbst dort hinein geschnitten hatte. Er hatte die Füllung herausgenommen und so einen sicheren Platz für die kleine Mäusefamilie geschaffen, deren Vater er vor Herkules' Krallen beschützt hatte. Im Garten war es viel zu gefährlich geworden. Wenn er die Türe zum Dachboden stets gut verschlossen hielt, waren sie hier vor dem Kater sicher. Die kleinen Mäuse zitterten vor Angst und Jonah streichelte sie sanft, um sie zu beruhigen.

Plötzlich polterte etwas hinter ihm. Jonah zuckte erschrocken zusammen.

Er wagte kaum, sich umzudrehen. Er atmete einmal tief ein und schnellte herum.

Nichts. Der Dachboden war leer. Doch was war da? Auf dem verstaubten Boden lag etwas, das da vorher nicht gelegen hatte. Jonah nahm all seinen Mut zusammen und machte einige Schritte nach vorn. Im Halbdunkel sah er, dass die Tür eines alten Schrankes, der schon immer dort oben gestanden hatte, offen stand. Jonah war sich sicher, dass der Schrank immer fest verschlossen gewesen war. Er hatte Tante Agathe einmal nach dem Schlüssel gefragt, und nur eine kalte Abfuhr bekommen. Sie hatte es sowieso nicht gern, wenn er auf den Dachboden ging. Warum auch immer.

Da! War da nicht ein dunkler Schatten über ihn hinweggehuscht? Er hatte auch einen kalten Lufthauch gespürt. Ganz deutlich. Jonah atmete hektisch. Sein Herz schlug schneller. Er fühlte die Anwesenheit von – irgendetwas. Er war sich sicher, er war nicht allein. Er sah sich vorsichtig um. Doch, er war allein.

Jonahs Augen blieben an etwas Dunklem auf dem Boden haften. Dort lag etwas Rechteckiges. Es sah aus wie ein Buch. Er näherte sich langsam. Es war ein Buch. Ein nicht sehr dickes Buch. Jonah zog einen weiten Kreis darum, um es von vorn betrachten zu können. Das Buch hatte einen Einband aus dunklem Leder und in verschnörkelter Schrift war etwas darauf eingedruckt. Doch die ehemals goldene Farbe war abgeblättert. Um es lesen zu können, musste er es sich näher ansehen.

Jonah schalt sich einen Angsthase und trat näher heran. Er kniete sich nieder, um das Buch zu berühren, zog aber die Hand schnell wieder zurück. Denn das Buch sprach!

Oder besser gesagt, es flüsterte. Überall um Jonah herum war plötzlich ein Wispern und Tuscheln ganz deutlich zu hören. Jonahs Herz raste wie wild.

Plötzlich verstummte das Flüstern. Alles war ruhig. Jonah machte noch einmal einen Anlauf.

Er streckte vorsichtig die Hand aus und berührte den glatten Einband. Nichts passierte.

Jonah wartete noch einen Moment, dann schlug er den Buchdeckel zurück.

Auf der ersten Seite stand in akkurater Schreibrift:

Tagebuch

Marie Ritter

Und etwas weiter unten auf der Seite:

Ritter – das war der Name seiner Mutter gewesen, bevor sie geheiratet hatte.

Er überlegte. Er durfte nicht zu lange hier oben bleiben, sonst würde Tante Agathe noch Verdacht schöpfen, nach ihm suchen und am Ende noch seine Mäusefamilie entdecken. Oder Herkules, der doch sowieso immer hinter ihm herspionierte. Noch Schlimmer! Das konnte er nicht riskieren. Warum hatte seine Mutter das Tagebuch hier oben auf dem Dachboden zwischen dem alten Gerümpel versteckt? Oder war es zufällig in den Schrank geraten und dann in Vergessenheit?

Jonah konnte nicht sagen warum, aber er hatte das unbestimmte Gefühl, dass es kein Zufall war, dass er das Buch gefunden hatte. Er sah sich noch einmal ängstlich um. Nichts. Er war allein ...

Er nahm das Buch und drückte es fest an sich. Vorsichtig schlich er zur Tür des Dachbodens und sah nach, ob die Luft rein war.

Dann schlich er zurück in sein Zimmer. Er versteckte das Buch unter der Matratze seines Bettes, fest entschlossen es erst in der Nacht, wenn alles schlief, hervorzuholen.

Er hatte Gewissensbisse, durfte er einfach darin lesen? Er musste es tun, die Neugier schien ihm fast unbezähmbar.

EIN MANN NAMENS GARIBALDI

Der Wind heulte Furcht einflössend um die alten Mauern von Drachenstein. In dem alten Schloss herrschte seit dem Abschlussball, an deren Anschluss die Schüler und Ordensmitglieder, mit wenigen Ausnahmen, in die Semesterferien gefahren waren, bedrückende Stille. Das machte das Heulen des Windes unerträglich.

Doch er hörte noch etwas anderes. Schritte, auf dem Flur vor seinem Zimmer. Schnelle Schritte, hastige Schritte.

Dann wieder Stille.

Ein deutlich vernehmbares Klopfen hallte in den dunklen, verlassen Gängen des alten Hauses wieder.

»Ja. Bitte.«

Er wandte den Kopf und starrte auf die Tür, deren Klinke sich wie von Geisterhand nach unten bewegte. Die Tür öffnete sich mit leisem Quietschen in den rostigen Angeln.

Ein kleiner Mann mit rundem Kopf stand im Türrahmen und fixierte Großfuß.

Sein kariertes Cape, dessen Saum fast den Boden berührte, war mit funkelnden Regentropfen übersät.

Magie-Magister Osbert Ohneland, trat ins Zimmer und – nieste kräftig.

»Ein scheußliches Wetter«, kommentierte Großfuß. »Bitte schließen sie die Tür, Osbert. Und ziehen Sie, um Agrabars Willen, den nassen Mantel aus.«

Ohneland schloss kommentarlos die Türe und entledigte sich seines Mantels, indem er ihn achtlos über die Rückenlehne eines hohen Ohrensessels warf, was Großfuß mit einem Stirnrunzeln kommentierte.

»Haben Sie es?«

Ihre Blicke kreuzten sich. Osberts kleine, in ein feines Spinnennetz aus zahlreichen Fältchen eingebettete helle Äuglein funkelten. »Es lag an der von Ihnen beschriebenen Stelle.

Woher ...?«

Der Großmeister nickte bestätigend. Und gemahnte den kleinen Osbert mit einer eindeutigen Bewegung seiner Hand zum Stillschweigen.

Osbert duckte den Kopf. Dem großen Meister seine kleinen Geheimnisse entlocken zu wollen, daran waren schon ganz andere gescheitert. In letzter Zeit aber gab er sich noch geheimnisvoller als sonst. Auch wirkte er angespannt, ja, sogar erschöpft. Das war Osbert aufgefallen. Und – seit zwei Tagen trug er an der linken Hand einen schwarzen Handschuh.

Osbert wagte nicht, ihn darauf anzusprechen.

Der Magister zog hinter seinem Rücken ein dickes Buch mit buntem Umschlag hervor und platzierte es behutsam auf dem wuchtigen, reich verzierten Schreibtisch des Großmeisters.

Der Magie-Großmeister ließ den Blick für einen Augenblick ruhen, und niemand hätte an seiner starren Miene ablesen können, was er dachte.

»Sehr produktiv, die Dame«, sagte er leise.

»Der sechste Band«, ergänzte Osbert.

»Sie haben hineingesehen?«

Der kleine Magister nickte. »Voller Unsinn und Albernheiten. Man schwenkt kleine Stöckchen durch die Luft, fliegt auf Besen und trägt komische Hüte. Die Treppen der Häuser wandern und die Bilder sprechen.«

»Ihre Schlussfolgerung?«

Osbert stützte die Hände auf der Schreibtischplatte ab und beugte sich vor. »Das ist keine Gefahr. Reine Fantasie. Sie weiß nichts von uns.« Osbert sah ein unruhiges Flackern in den dunklen Pupillen des Großmeisters. Er schien nicht überzeugt. Oder war da noch anderes, das ihn beunruhigte? Er hatte den Verdacht, dass er ihm nicht alles sagte.

»Was glauben Sie denn, Großmeister? Dass sie bei uns ein- und ausspaziert oder gar einen Spion hat, der das für sie tut? Die Weltenwanderer ist eine Spezies, die ausgestorben ist. Die heiligen Nebel sind sicher.«

Er sah, wie sich die schmalen Lippen des Großmeisters so fest aufeinanderpressten, dass sie nur noch ein schmaler Strich waren. Er wandte sich abrupt ab und sah zu einem der hohen Fenster hinaus. Ein greller Blitz durchzuckte den nachtschwarzen Himmel. Aus einiger Entfernung war Donnerrollen zu hören.

»Geben es die Götter, dass Sie Recht haben, Osbert.«

Ein unangenehmes Schweigen breitete sich im Zimmer aus. Magie-Magister Ohneland nahm schweigend seinen Mantel und schickte sich an das Zimmer wieder zu verlassen. Die Hand schon auf dem Türgriff, wandte er sich noch einmal um. Stumm maßen sich die beiden Magier mit Blicken. Abrupt wandte sich Ohneland ab, öffnete die schwere Eichenholztüre und trat hinaus auf den dunklen Flur.

Großmeister Giselherr Großfuß atmete erleichtert auf, nachdem die Türe ins Schloss gefallen und er wieder alleine war. Zweifel nagten in ihm. Sollte er sich nicht besser jemandem anvertrauen? Er ging zu seinem Schreibtisch und zog die oberste Schublade auf. Einen Augenblick zögerte er, dann holte er einige fein säuberlich mit violetter Atlasband zusammengebundene Bündel Pergamentseiten hervor. Er entfernte das Band und rollte die Seiten auseinander. Alle Schriftstücke waren mit der gleichen blassbraunen Tinte beschrieben, die Buchstaben und Sätze ordentlich, vielleicht ein bisschen zu bemüht niedergeschrieben.

Und noch etwas war auf allen Pergamenten gleich: Es zierte sie eine Unterschrift, schwungvoll mit roter Tinte geschrieben.

Garibaldi

Großfuß las die letzte Nachricht, die er am Morgen dieses Tages auf seinem Schreibtisch liegend vorgefunden hatte. Es war die Vierte.

*Seht Ihr die Wolken am Himmel nicht?
Seht Ihr nicht Schatten, die die Sonne verdunkeln?
Wenn sich die aufgepeitschte Brandung des Meeres
an schwarzglänzenden Felsen bricht
und die Orakel, flüsternd noch, von
großem Unheil munkeln.
Stehen die Zeichen der Zeit auf Sturm.*

*Sind sie gewappnet, Großmeister? Erkennen Sie die Zeichen?
Ich habe ein Geschenk für Sie, am Fuße der toten Eiche.*

Garibaldi

Er blickte hoch und ließ seine Augen durch den Raum schweifen. Alistair von Aschenbruch, die letzten Worte des Heilers aus seinen berühmten Schattengedichten.

Jeder Nachricht von Garibaldi waren Auszüge aus Aschenbruchs Schattengedichten vorangegangen.

Sein Blick fiel auf das dicke Buch mit dem marktschreierisch bunten Umschlag, das, wie angekündigt, am Fuße der toten Eiche gelegen hatte. Ein Geschenk ...

Sogleich fiel dem Großmeister eine andere von Aschenbruchs Gedichtzeilen ein:

*Flieht nicht die Schatten, sie holen euch ein.
Kämpft, wie ein Mann ungeachtet der Fein.
Denn die Nebel, zerfetzt, werden euer aller Untergang sein.*